

Richter-Federmann · Gedichte

Ulla Richter-Federmann

Ausgewählte Gedichte

Düsseldorf · 1999

<i>Begegnung</i>	5
----------------------------	---

FRISIA

<i>Ostfriesische Reise</i>	6
<i>Schloß Evenborg</i>	7
<i>Weg nach Ammdorf</i>	8
<i>Friesischer Frühling</i>	9
<i>Kleinstadt am Sonntag</i>	10
<i>Auszug</i>	11
<i>August</i>	12
<i>Abend am Deich</i>	13

ZEHLENDORFER TRILOGIE

<i>Märkische Landschaft</i>	14
<i>Kleiner See</i>	15
<i>Im Park</i>	16

IM RING DES JAHRES

<i>März</i>	17
<i>Frühling</i>	18
<i>Mainacht</i>	19
<i>Sonnenaufgang</i>	20
<i>Grashalm gegen den Himmel gesehn</i>	21
<i>Sommerliche Landschaft</i>	22
<i>Auf freier Strecke</i>	23
<i>Grauer Sommerabend</i>	24
<i>Gewitter</i>	25
<i>Sonntag im Park</i>	26
<i>Bahnübergang</i>	27
<i>Abend</i>	28
<i>Haus im Park</i>	29
<i>Oktober</i>	30
<i>Herbstnebel</i>	31
<i>November</i>	32
<i>Tanzende Blätter</i>	33

AUS DEN TAGEN DES KRIEGES

<i>Tote Stadt</i>	34
<i>Wir wissen's nicht</i>	35
<i>Regennacht</i>	36
<i>Der Pflaumenbaum</i>	37
<i>Für einen Tag</i>	39
<i>An unsere Kinder</i>	40

BERGE

<i>Mittag</i>	41
<i>Aufbruch</i>	42
<i>Anstieg</i>	43
<i>Gipfel</i>	44

MEER

<i>Im Silberlicht</i>	45
<i>Abend am Meer</i>	46

LEBEN

<i>Nachts</i>	47
<i>In Memoriam</i>	48
<i>Vergebliches Warten</i>	49
<i>Karussell</i>	50
<i>Dem Ungeborenen</i>	51
<i>Der Baum</i>	52
<i>Semper idem</i>	53
<i>Immer wieder</i>	54
<i>Waldwanderung</i>	55

Begegnung

Wie kann das sein, daß man sich so begegnet ? –
Beim ersten Anschauen sich zutiefst erkennt
und fremd sich mit vertrautem Namen nennt,
und Tag und Stunde sind fortan gesegnet.

Von je bekannt, so kamst du mir entgegen,
als wäre da ein lang geschlossener Bund
und würd uns heut nach Zeiten wieder kund
auf unsres Blutes unbekanntem Wegen.

FRISIA

Ostfriesische Reise

Wie weg ins Ewge geht der Straße Zug
durch uferlose, überschwemmte Weiten,
wo sich im Sommer grüne Wiesen breiten,
wo starke Hände führen Pferd und Pflug.

So gold und silbern ineinander rinnen
Wasser und Himmel, wie die Muschel innen.
Gleich einer Insel schwimmt im weiten Raum
einsamer Hof. Im Nebel ragt der Baum,
und breit und schützend lagert sich das Dach,
Traum Gottes vor dem ersten Schöpfungstag,
da seinen Menschen lächelnd er gegeben
dies süße, schwere, erdgebundne Leben.
So unverlassen, so im Anbeginn,
so ersten Lebens gültig Bild und Sinn.
Ohn Farbe alles, karg im Umriss nur,
meisterlich Bild in Silberstiftkontur.

Und Nebelsonne sinkt mit müdem Blicke,
als wäre sie der großen Weite müd,
baut horizontwärts eine Lichterbrücke,
darauf die Sehnsucht in die Ferne zieht.

Und alles wartet auf das große »Werde!«
Aus alten Wassern hebt sich neue Erde.

Schloß Evenborg

Aus kleiner Häuser Wirrwarr trittst du jäh
ins kühne Kreuzgewölbe der Allee.
Ein Kirchenschiff, des bunten Schmucks beraubt,
die stolzen Bäume hat der Herbst entlaubt.

Wer kommt gefahren noch, wer kommt geritten?
Die stolzen Grafen sind davongeschritten. –
Ein böser Wind bläst seewärts durchs Gelände.
Früh oder spät hat alles doch ein Ende.
Und weißes Schloß friert unterm Wintermond,
die Fenster starren, dunkel, unbewohnt.
Sie leuchten nicht mehr in die Nacht hinaus.
Die Kerzen loschen, und das Fest ist aus.

Doch hoch vom Mast, mit Zukunfts Recht und Fug,
weht neuer Jugend buntes Fahmentuch.

Weg nach Ammdorf

Gläserne Glocke über stillem Land,
so ist der Himmel weithin ausgespannt.
Der Strom liegt starr, noch hält das Eis,
nur hier am Rande regt sich's leis,
wenn Scholle gegen Scholle klingt
und klirrend in das Wasser sinkt.
Ein feines Sirren füllt die Luft,
als ob die Stille selber ruft.
Trotz Eises Bann, das Leben lebt, –
aus Schlamm und Wasser mählich hebt
sich schon das erste grüne Land.
Von Himmelsrand zu Himmelsrand
geht roter Straße gerader Strich –
wie sind so klein wir, du und ich. –
Es treibt Natur ihr ewig Spiel,
was wissen wir von Weg und Ziel?
Ein fernes Dorf im Abendschein,
dort mag man wohl geborgen sein.

Friesischer Frühling

Es treibt Nordwest die dunkle Wolkenbank
quer übern Horizont von hinnen.
Und über goldne Wolkenränder rinnen
des Lichtes Ströme, die gefesselt lang.

Wie in den frohen Kirchen des Barock
auf Strahlenwolken kleiner Engel Scharen
hell jubelnd blasen auf Triumphfanfaren,
im Winde Gottes flattert ihr Gelock,

so kommt der Frühling übers graue Land.
Am Haselstrauch die gelben Kätzchen schwingen,
und auf den Weiden kleine Lämmer springen.
Ein grünes Wunder ist der Grabenrand.

Und alles Wasser glitzert tausendfach
und widerstrahlt der Sonne blanke Strahlen,
die wie mit neuen, starken Farben malen
des fernen Hofes rotes Ziegeldach.

Und Knaben, wie die Lämmer frühlingstoll,
mit lauten Rufen springen über Gräben.
Und überall ist neuerwachend Leben.
Die Knospen sind zum Blühen übertoll.

Am Zaun des Gartens steht die junge Frau.
Das frohe Licht hat sie herausgerufen.
Schon blühen neben roten Ziegelstufen
die ersten Blumen, gelb und weiß und blau.

Und hinterm Hause gräbt voll Andacht, stumm
und in Gedanken schon an künftige Saaten,
der alte Vater mit dem blanken Spaten
behutsam seine schwarze Erde um.

Und glücklich sind, die nah der Erde sind.
Es eint ein Kreis, die kommen und die waren.
Ein neuer Frühling, wie in allen Jahren.
Vom nahen Meere weht der junge Wind.

Kleinstadt am Sonntag

Durch die sonntagsstillen Straßen,
drauf der Sonne breiter Glanz liegt,
wandeln Bürger, hergebrachtermaßen.
Eine Möwe blitzend hoch im Blau fliegt.

Durch die blanken, oft geputzten Scheiben
der Geranien rote Blumen brennen.
Auf der Häuser Treppenstufen treiben
Kinder Spiele, wie sie schon die Alten kennen.

Hinterm Haus im Garten reifen Bohnen.
Hühner kakeln, die ein Ei gelegt.
Schutzvorhänge helfen Möbel schonen.
Gartenweg und Straße sind gefegt.

Von der Kirche tönt der Glocke Schlagen,
zählt die Stunden, die geruhsam gleiten.
Stund um Stunde rundet sich zu Tagen –
und aus Tagen wird der Lauf der Zeiten.

Sonnenblumen über roter Mauer.
Ziehharmonikaspield klingt von weitem,
und die windverwehten Klänge breiten
über alles eine sanfte Trauer.

Manchmal kommt weither vom Hafen
eines Schiffes seltsam fremdes Rufen,
und das Fernweh, das so lang geschlafen,
trifft der Knaben einen, auf den Stufen.

Er wird fortgehn in des Lebens Treiben.
Südwärts Wandergänse fliegen. –
Doch das Städtchen wird das gleiche bleiben.
Glanz wird sonntags auf den Straßen liegen.

Auszug

Kleines Haus am Rand der Stadt,
wo die sanften Tiere weiden!
Arger Jahre Zufluchtsstatt –
heute heißt es scheiden.

Wieder nimmst du, wie so oft,
deine Wanderschuh.
Manches schwand, was du erhofft,
schließ die Türe zu.

Heimat nicht und doch vertraut!
Gehst aus diesen Räumen.
Fenster, draus du oft geschaut:
Morgennebel träumen

überm weiten Weideland,
kleine Kirche, Dorf und Baum
an des Horizontes Rand
und des fernen Deiches Saum.

Zweimal schloß das Jahr den Kreis,
seit du eingetreten.
Was nun kommet, keiner weiß.
Zwischen diesen Beeten,

deren Erde willig dir
Blumen gab und Früchte,
morgen wohnt ein andrer hier.
Geh nun und verzichte.

Bist es ja gewohnt, mein Herz,
mußt zurück nicht schauen.
Immer wieder anderwärts
heißt es neu aufbauen.

Arger Jahre Zufluchtsstatt –
letzte Tür sich schließt.
Kleines Haus am Rand der Stadt,
Dank und sei begrüßt!

August

Über die Weiden weht Sommerwind:
Ich geh meinen Weg allein.
Um mich nur die stillen Tiere sind
und der Sonne breit flutender Schein.

Es ist nicht gewaltig und rührt mich doch:
Der Libellen schimmernder Tanz.
Und jedes armselige Wasserloch
strahlt wider Glitzern und Glanz.

Die schwarzbunten Kühe im saftigen Grün,
sie lagern urweltlich und schwer.
Weißblitzende Möwen vorüberfliehn,
sind wie ein Grüßen vom Meer.

Am Koppelgatter die Stute steht,
das Fohlen an sie gedrängt.
Und ihr stiller Blick mir noch lang nachgeht,
als den Kopf zu dem Jungtier sie senkt.

Und Sommerfrieden ist weit und breit,
kein Mensch, nur ich allein,
im Mittagszauber und außer der Zeit:
Mir ist, als ginge ich heim.

Abend am Deich

Wir wandern auf dem Deich entlang.
Der stille Fluß folgt unserm Gang.
Im sanften Zwange der Gezeiten
die fahlen Wasser meerwärts gleiten.

Beim Weidenbaum, im letzten Licht,
steht eine Badende –, wie ein Gedicht,
da Mensch und Tier und Landschaft eines war.
Mit ewger Geste trocknet sie ihr Haar.

Am andern Ufer, hinterm Deich geduckt,
ruht schwer der Hof. Am fernen Himmel zuckt
des Wetterleuchtens falber Schein.
Und langsam dunkeln nun die Wiesen ein.

Der blasse Mond gewinnt an Kraft.
Dort auf der Koppel, seltsam, geisterhaft
ein schwarzes Pferd. Die Nebel steigen.
Und über allem feierliches Schweigen.

ZEHLENDORFER TRILOGIE

Märkische Landschaft

Des Urstromtales dunkle Schwermut liegt
noch über See und Sand und Kiefern-schonung.
Die alte Eiche ragt, der Eule Wohnung,
die lautlos nachts durch das Gezweige fliegt.

Des Sonnenunterganges düstre Glut
loht über dunkler Kiefern Wipfel Rand,
indes der See im Abendschatten ruht.
Im Zwieli-licht leuchtet noch der fahle Sand.

Am andern Ufer, wo die Birken stehn,
steigt feierlich der volle Mond empor.
Ach, daß ich muß im Traum die Pfade gehn,
die alten Pfade, die ich lang verlor.

Kleiner See

Kleiner See in sanfter Wiesen Senke,
drin der zarte Frühlingsmond sich spiegelt.
Nachtwind durch der Birken Zweige flügel.
Kleiner See! Wie oft ich dein gedenke.

Voller Sommer. Brütet Julihitze
überm Wasser, über durstgen Wiesen.
Hin und wieder die Libellen schießen
durch das Röhricht, silbern blaue Blitze.

Führt ein Pfad wohl durch die dunklen Tannen
um den See, den wir so oft geschritten.
Was einst unser, ach, ist uns entglitten!
Ferne Tage, die ins Nichts verrannen.

Gilbt das Schilf an meines Sees Borden,
reift das Jahr. Es rinnt ein goldner Regen
von den Birken: Gold auf allen Wegen.
Herz nimm Abschied! Es ist Herbst geworden.

Bald ist Winter und des Frostes Siegel
bannt den See. Der Tannen Schneegealten
in der Runde stumme Wache halten,
bis ein neuer Frühling sprengt die Riegel.

Kleiner See in sanfter Wiesen Senke –
ging ich auch auf den geliebten Wegen,
ach, das Gestern käm mir nie entgegen.
Ferner See, wie oft ich dein gedenke.

Im Park

Schwermütig streift mit ihrer Zweige Haar
die Trauerweide kleinen Weihers Spiegel.
Im Schilfe rudert fremdartig Geflügel.
In stillen Kreisen zieht das Schwanenpaar.

Sanft senken Wiesen sich zum dunklen Grunde,
drauf liegt das Sommerken in breiten Schwaden.
Mit Düften fremder Gärten ist beladen
die Luft in dieser Sommerabendstunde.

Und lang Vergeßnes wird noch einmal wach
im seltsam widerscheinend warmen Licht.
Und alle Dinge werden zum Gedicht.
Jenseits der Mauer ruht ein rotes Dach.

IM RING DES JAHRES

März

Ein jäher Regen fiel heut in der Nacht,
davon ich plötzlich aus dem Schlaf gewacht.

Das war des Frühlings kühner Trommelton,
Gruß vom April im frühen Märzen schon!
Ich lieg im Dunkel, und ich weiß, daß kahl
die Bäume stehen und die Sträucher all.
Der Tropfen Trommeln zaubert mir ein Bild:
Grün überschwenglich aus den Knospen quillt,
aus schwarzer Wolke zuckt der Sonne Speer.
Kristallne Tropfen funkeln rings umher.
Das wintermüde Herz wird wieder froh –
noch ist es Traum – o wär es so!

Ich bin so plötzlich aus dem Schlaf gewacht –
ein jäher Regen fiel heut in der Nacht.

Frühling

Über rote Ziegelmauer schäumt
der Spiräen weiße Brandung.
In den blauen Frühlingshimmel träumt
tausendfacher Kirschblüh Ahndung.

Der Kastanien Kerzen sind bereit,
aufgesteckt zu jungen Jahres Feier.
Diese Tage sind gebenedeit.
Birken stehen keusch in grünem Schleier.

Glockenklänge schwingen in der Luft,
und vergessen sind die grauen Tage.
Überall des neuen Lebens Duft.
Und der Winter wird zur fernen Sage.

Mainacht

Der volle Mond hängt in den Zweigen
des Apfelbaumes, der vorm Fenster steht.
Aus der Unendlichkeit des Raumes
der Nachtwind durch den jungen Roggen weht.

Wir sind nur Gäste unter fremdem Dache,
doch kargen Raumes mondbeglänzt Gerät
gibt uns den Rahmen eines schönen Traumes
von Heim und Heimat, draus man nimmer geht.

Gib deine Hand, wir wollen noch nicht schlafen.
So sanften Saumes übers stille Land
wandelt die Nacht. Des weißen Blütenschaumes
seliger Überschwang streift ihr Gewand.

Sonnenaufgang

Schwer hängt der Himmel ob der Dämmerungswelt
noch nachtverschattet wie ein graublau Tuch.
Mit kühlen Händen leert von Tau den Krug
der Morgenengel über Baum und Feld.

Doch schon im Osten glüht ein sanfter Schein,
wie rosa Blüte an dem Pfirsichbaum.
Als ging ein Lächeln durch den weiten Raum,
wie erster Gruß von einem neuen Sein.

Und alle Dinge wandeln ihr Gesicht,
tun ab die Schatten, die die Nacht gebar
und werden jung und nüchtern, hart und wahr.
Dann übern Waldrand rauschend steigt das Licht.

Die junge Saat, wie edles, grünes Gold
neigt grüßend sich im reinen Morgenwind.
Nach Nacht und Traum ein neuer Tag beginnt.
So gebe Gott, daß er gelingen wollt.

Grashalm gegen den Himmel gesehn

Eines Grashalms schlanke Zierlichkeit,
kleiner Kosmos in des Weltalls Weite,
über mir in die Unendlichkeit
wie von Meisterhand auf blaue Seide
mit des Pinsels Spitze hingetusch!

Wo das Land sich jäh zum Meer hinabstürzt
lieg im Gras ich, überweht vom Winde.
Blum und Kräuteratem sanft die Luft würzt.
Wunschlos werde wieder ich zum Kinde.
Kleine Eidechs flink vorbeihuscht.

Hör, wie tief vom Strand ihr Lied die See rauscht,
drauf die großen Schiffe fahren.
Alten Klängen heut das Herz lauscht,
die schon fast vergessen waren,
tief von Thymian überbuscht.

Eines Grashalms schlanke Zierlichkeit,
kleiner Kosmos in des Weltalls Weite,
über mir in die Unendlichkeit
wie von Meisterhand auf blaue Seide
mit des Pinsels Spitze hingetusch!

Sommerliche Landschaft

Der Insekten sommerliches Läuten
klingt verzaubernd an mein Ohr. –
Große Wolkenschatten gleiten
hügelab und drüben dann empor.

Und die ewgen Winde wehen,
und im Winde wogt das Korn.
Mag uns auch der Tod hinmähen,
Leben wird stets neu geboren.

Die auf diesen Hügeln schritten,
lachend einst im Sommerwind,
haben jähen Tod erlitten.
Blumen pflücket heut ihr Kind.

Und die kleinen Hände spielend
ordnen singend einen Kranz
in dem bunten Reichtum wühlend,
kindlich, sommerselig ganz.

Leben rundet sich zum Ringe,
flötet Pan im Mittagsgrund:
Menschen, Wolken, Blumen, Dinge
schließen lautlos einen Bund.

Jede Kraft muß sich erhalten,
gehn wir von der Erde fort,
wechseln wir nur die Gestalten:
Ewig Leben – hier wie dort.

Auf freier Strecke

Es fährt der Zug durch sommerliche Weiten,
gelaßnen Blickes schaust du durch die Scheiben
auf manchem Bahnhof fremder Menschen Treiben,
die kaum gesehen ins Vergessen gleiten.

Doch plötzlich, mitten irgendwelchen Feldern,
es hält der Zug für eine kurze Weile,
und in Besinnen wandelt sich die Eile.
Die Stille strömt zu dir aus nahen Wäldern.
Doch auf dem Bahndamm, in dem Sommerwinde,
den du nun spüren kannst wie eine Gnade,
blühen einsam brennend roter Mohn und Rade,
sich selbst genug mit zartem Kelch die Winde.

Ein schriller Pfiff – und wieder in den Ohren
das Räderrollen, – doch vor deinem Blick
steht jahrlang oft das kleine Blumenstück,
wie eine Heimat, traut und doch verloren.

Grauer Sommerabend

O grauen Sommerabends sanfte Trauer –
wie weiße Monde leuchten des Holunders
weit aufgetane Schalen über hoher Mauer.

Und mancherorts begibt sich noch das Wunder,
daß Menschen diese Zeit vergessen können
und stehen still und sprechen zärtlich leise,
als ob das Leben sie voll Staunen neu begönnen.
Und ist von je doch nur die alte Weise.

Und Blut und Tod und Nächte voller Grauen
sind ausgelöscht für eine kurze Dauer,
wenn sich Verliebte in die Augen schauen
unterm Holunder an der grauen Mauer.

Gewitter

Eine chinagelbe, riesige Laterne
hängt die Sonne hoch im Weidenbaum.
Drohend breitet ihren Raum
östlich ungeliebte Ferne.

Dunkle Wolkendrachen schlucken
bösen Tages böses Licht.
Wie vorm Anbruch des Gerichts
kleine Häuser ängstlich ducken.

Jäher Wind wühlt in den Zweigen.
Seltsam, voller Leidenschaft
strahlen alle Farben Kraft,
eh sie sich ins Graue neigen.

Wie ein Tanz vergangner Bilder
der Erinnerung sich entringt,
eh das Dunkel uns verschlingt,
lebst je kürzer, desto wilder.

Jähes Feuer rast zur Erde.
Schaudernd beben Baum und Strauch.
Und dein Herz erschauert auch:
Ist dies Ende oder Werde?

Wie zu Anfang der Gezeiten
stürzt der Regen übers Feld. –
Wann wird die gequälte Welt
unterm Regenbogen schreiten?

Sonntag im Park

Um grünen Rasen prangt in den Rabatten
in überschwenglich sommerlicher Pracht
der Blumen Fülle und der Bäume Schatten,
der Farben Leuchten umso stärker macht.

Im leichten Wind des Springbrunns Silberschleier
zerstäubt in Glanz, drin sich die Sonne bricht.
Viel bunte Boote schiffen auf dem Weiher,
und alles ist erfüllt, durchtränkt von Licht.

Die Dahlien sich in Prächtigkeit verschenken,
Gladiolen lodern wie Fanal. –
Ein leiser Ruf in festlich lautem Saal,
geht durch dein Herz ein erstes Herbstgedenken.

Musik erklingt und festlich frohe Leute
ergehn sich lauschend auf dem gelben Weg.
O Sommersonntag, friedvoll, helles Heute!
Und doch muß jeder über jenen Steg,

der übers dunkle Wasser ihn geleitet
zur Pforte, die aus diesem Garten führt.
Und keiner weiß, was morgen ihm bereitet
auf jener Straße, die er gehen wird.

Bahnübergang

Das Licht des Vollmonds geistert auf den Gleisen,
darüber ich, ein später Wanderer, schreite. –
Und tief ergreift dies Sinnbild mich aus Eisen:
Aus Ferne kommend, wieder in die Weite –
und nur der Übergang, an dem ich stehe,
ist wahrhaft mein, ist Gegenwart und Nähe.

In Ackerfurchen liegt vom Tag noch Wärme,
denn nur im Schatten war es herbstlich kühl.
Am Abend kamen frühe, blasse Sterne.
Nun fliegt der Nachtwind sanft um Busch und Bühl.
Und letzte Sommernacht will sich gewähren,
eh frühe Fröste Blum und Gras zerstören.

Aus ferner Zeiten Urgrund kommt mein Leben,
bis es in mir, in dieser Mondnacht, mündet,
von vielen Ahnen weiter mir gegeben,
das Glied an Glied die ewige Kette bindet. –
Aus meinem Blut lausch ich verklungenen Weisen.
Das Licht des Vollmonds geistert auf den Gleisen.

Abend

Wo hinterm Dorf die alte Straße endet,
ins weite Land hinausgeht als Chaussee,
den ich so gern zur Abendstunde geh,
ein kleiner Feldweg, sanft sich abwärts wendet.

Und mit ihm senken sich zum Wiesengrunde
die braunen Äcker. Ferne glänzt der See.
Zur Tränke geht das sanfte Abendroh
aus schüttertem Herbstwald um die stille Stunde.

Am Horizont der Pappeln schlanke Reihe
begrenzt den Frieden dieser kleinen Welt.
Ein furchenmüder Pflug ruht aus im Feld.
Das späte Licht gibt seine goldne Weihe.

Und dieses ist, indessen Menschen sterben
und Städte stürzen, Köstlichstes verdirbt. –
Ihr kleines Lied die ewge Grille zirpt.
Wenn alles stirbt, das Land kann nicht verderben.

Es schwingt das Jahr in immer gleichem Kreise.
Und Saat wird sein und reifes Ährenfeld.
Ob wir noch sind, was gilt es für die Welt?
Zersprungne Glocke, windverwehte Weise.

Haus im Park

Aus dem Fenster fällt der Lampe Schein
durchs Gerank des Weinlaubs in den Garten.
Tür steht offen. Keiner trat noch ein.
Alle Dinge scheinen still zu warten.

In den dunklen Bäumen wühlt der Wind,
schwül und schwer und bringt den Duft der Linden.
Und dein Herz, wie ein verloren Kind,
möcht hineingehn und dort Heimat finden.

Alle Härte sanft ins Zwielflicht schwand:
Rosen im Verdunkeln, schlanke Vasen,
Gartenbank an kleinen Springbrunns Rand.
Leise Kühle steigt aus stillem Rasen.

Wie ein Bettler, eh er weitergeht,
träumend lehnst du an der Gartenmauer.
Daß dies ist – und friedvoll fortbesteht,
füllt dein Herz mit seltsam sanfter Trauer.

Tür steht offen. Nie trittst *du* dort ein,
denn ein anderer ist's, den sie erwarten. –
Aus dem Fenster fremder Lampe Schein
fällt durchs Laubwerk in den stillen Garten.

Oktober

Ob wir den Frühling wohl erleben werden?
wer weiß denn dies auf der gequälten Erde. –
Die Blätter tanzen schon in bunten Herden.
Früh abwärts lenkt der Sonnengott die Pferde.

Noch einmal, eh des Nebelmondes Grauen
das Bunte löscht und tilgt mit schwerer Nässe,
laßt mich die Welt in letzter Schönheit schauen,
daß winters ich der Farben nicht vergesse.

Das späte Licht liegt golden auf den Feldern,
die abgeerntet auf das Frühjahr warten.
Rot glüht das Laub am Rand von fernen Wäldern.
Die letzten Äpfel leuchten aus dem Garten.

Doch grün und stark, ein heiliges Versprechen,
aus brauner, schwerer, umgebrochner Erde
läßt Wintersaat die jungen Halme brechen.
Der Frühling kommt, – ob ich ihn sehen werde?

Herbstnebel

Mir selber fremd geh ich auf fremden Wegen,
zutiefst allein – erschrecken würd ich nicht,
und lächelnd grüßen würd ich mein Gesicht,
käm aus dem Nebel ich mir selbst entgegen.

Denn was ich lebe, das sind fremde Tage.
Ohn Sinn und Ziel, erfüllt von fremder Pflicht. –
O ferne Stadt im südlich hohen Licht!
Im Regen weint Erinnern leise Klage.

Doch gilt dies nichts, wir lernten viel vermissen,
die großen Worte sind ohn Trost und Kraft,
wo nur der gnadenlose Wille schafft. –
Seltsamer Stern, auf dem wir leben müssen.

November

Novembertag. Bleich verschleiert Licht.
Sonne will scheinen, doch vermag es nicht.

Ein letztes Blatt zittert am kahlen Ast.
Die andern fanden lang schon ihre Rast.

Ein letztes Blatt – verloren und vergessen.
Und Herz will halten, was es lang besessen.

Ach, Herz begreife, nun ist es soweit.
Der Sommer ging, und Herbst ist Abschiedszeit.

Still liegt der Weiher, fahl von Schilf umsäumt.
Unter den Weiden noch das Gestern träumt.

Das süße Gestern – ach, ein flüchtig Ding.
Und Schicksal trennt, was Hand in Händen ging.

Bald wird es schnein. Schnee deckt die Pfade zu.
Des Sommers Pfade – Herz! nun komm zur Ruh.

Tanzende Blätter

Weh alle verlorene Liebe –
was will das schon bedeuten –
unser beider Schicksal
im Sturm der Zeiten.

Ein abgerissnes Blatt
wirbelt und fällt.
Daß ich so lieb dich hatt,
was gilt's der Welt?

AUS DEN TAGEN DES KRIEGES

Tote Stadt

Des frühen Jahres Sonne tanzt auf den Ruinen
der todeswunden, ausgebrannten Stadt.
Zerfetzter Baum treibt nie mehr grünes Blatt. –
An öden Fenstern flattern die Gardinen.

Balkons gespenstisch in die Leere ragen.
Verloren stehen noch auf ihrem Rand
die Blumentöpfe. Doch die Frauenhand,
die sie begossen, hat der Tod zerschlagen.

Und Türen sind, die nirgendwo hinführen.
Dort gingen Menschen sorglos aus und ein.
Und ist noch in dem ausgebrannten Stein
ihr geisternd Wesen überall zu spüren.

Doch in den stillen, menschenleeren Straßen,
darin vordem das tätige Leben ging,
ein kleiner Vogel an zu singen fing,
den Frühling wollt er sich nicht nehmen lassen.

Auf totem Baume sang er hingegeben –
in Schutt und Trümmer stürzte vielfach Glück.
Die Toten kehren niemals mehr zurück. –
Und dennoch! Leben – bittres, süßes Leben!

Wir wissen's nicht

Ach, daß im Wiedersehn der Abschied ist –
in jeder Knospe schon das Welkenmüssen. –
Der letzte dies vielleicht von deinen Küssen –
mein Herz schrickt auf – ich weiß nicht, wo du bist.

Zum letzten Male – und wir wußten's nicht,
als wir des Abends Kühle still genossen.
Du schließt die Pforte, die du oft geschlossen –
zum letzten Male – und du weißt es nicht.

Der Sichelmond mit schmalem, weißem Licht
am späten Himmel kommt heraufgeschwommen.
Gib deine Hand, die ich so oft genommen.
Zum letzten Mal? Ach, und ich weiß es nicht.

Und alle ungelebte Freude weint
und jedes Lachen, welches sterben mußte.
Ach, du und ich – war keiner der es wußte,
daß nur so kurz die Sommersonne scheint.

Regennacht

Das Haus ist zu.
Mein Lieb ist so fern.
Der Regen rauscht.
Versunken der Stern.

Der Wind weht so schwer
wie ein nasses Tuch,
zwölf einsame Schläge
die Standuhr schlug.

Die geistern stumm
durch den dunklen Raum.
Mein Herz ist bei dir.
Es sucht dich mein Traum.

Er sucht unser Haus,
so verlassen und leer.
Das Lachen der Kinder
erfüllt es nicht mehr.

Der kleine Garten
liegt öde und wüst.
Ach, daß ich wäre,
wo du jetzt bist!

Der Regen rauscht.
Mein Lieb ist so fern. –
Wir wollen doch glauben
an unsern Stern!

Der Pflaumenbaum

Stehet ein Pflaumenbaum
einsam im Garten. –
Ach, niemand achtet sein!
all seiner zarten,

schneeweißen Frühlingspracht,
dran wir uns freuten!
Viel Land und Straßen sind
zwischen uns beiden.

Einer, den lieb ich hab,
hat ihn gepflanzt.
Lachendes Kinderglück
hat ihn umtanzt.

Kleiner Baum! Lieber Baum!
Seh ich dich wieder?
Möchte wohl, glaub es kaum. –
Bald blüht der Flieder.

Im fernen Garten dort,
am Zaun dahinten,
blühen rot, weiß und blau
die Hyazinthen.

Sonnen- und Mondenschein
kommen und gehen.
Die Blüten müssen all
zu Boden wehen.

Grün hängt die Frucht am Zweig –
Sommer im Land.
Ach, fremder Pforte Griff
faßt meine Hand.

Und keine Ernte ist,
es nagt der Wurm.

Was sonst ein Segen war,
schüttelt der Sturm.

Fallend mit dumpfem Ton
rollt es zu Boden.
Vielleicht beneiden wir
morgen die Toten?

Die reifen Früchte all
im Gras verderben. –
Weh unsres Lebens Glück –
Tod, Leid und Scherben.

Für einen Tag

Für einen Tag bin ich mir selbst gegeben!
Für einen Tag bin ich im eignen Haus!
Für einen Tag leb ich mein eigen Leben
und geh durch eigne Türe ein und aus.

Für einen Tag! Und morgen muß ich gehen
und weiß nicht, ob ich bei der Wiederkehr
die lieben Räume je werd wiedersehen.
Das macht das Fortgehn doppelt hart und schwer.

Nur dieser Tag! O, daß er Dauer hätte!
O Köstlichkeit! O seltenes Geschenk
aus ferner Tage sanft gewohnter Kette –
der flüchtge Alltag war des nicht gedenk.

In fremder Statt, in mondlos dunklen Nächten –
du wirst es nie begreifen, ruhlos Herz,
daß sich die Menschen selber so entrechteten!
Fern pfeift ein Zug – ach, er fährt heimatwärts.

Was jedes Tier hat, ist dir nicht gegeben:
Ins eigne Loch schlüpft selbst die ärmste Maus!
Für einen Tag lebst du dein eigen Leben!
Für einen Tag birgt dich dein eigen Haus.

An unsere Kinder

Ich will nichts mehr –
ich will nur noch, daß ihr
das andre Ufer schaut, das ich erahne.

Wie bitter ist es
ach, für uns, daß wir
euch lassen nichts als die zerbrochne Fahne.

Ihr lacht trotzdem –
und ewig recht habt ihr.
Was gilt euch unser Gestern, das vertane.

Ihr kennt es kaum,
und dennoch hoffen wir,
daß etwas bliebe, das an uns gemahne.

Die Zeit ist wirr,
und wir verzagen schier,
daß unsre Kraft noch einen Ausweg bahne.

So helf uns Gott!
Sonst stranden wir und ihr
in dieser Sturmflut mit dem wrackten Kahne.

BERGE

Mittag

Es flirrt die Luft auf sommerheißen Wegen.
Der Berge Häupter ragen in der Runde.
Im Banne Pans geheimnisvoller Stunde
wagt sich kein Halm, kein Blatt am Baum zu regen.

In einen Himmel unglaubhafter Bläue
steigt grüner Matte bunt besternte Fläche.
Du hörst das Murmeln unsichtbarer Bäche.
Was war – was wird? Du trägst des keine Reue.

Auf moosumzognem, warmem Felsgetrümmer
sonnt ihres Leibes zierliches Geschmeide
die kleine Echse. Fernher von der Weide
tönt Herdgeläut –, so gestern –, heute –, immer.

Und köstlicher denn alles Gut der Erde
ist, zeitvergessend, dies in dich zu trinken. –
Der Dome Wunder stürzen und versinken,
doch ewig bleiben Berge, Hirt und Herde.

Aufbruch

Noch hält die Dämmerung das Dorf umfassen.
In allen Hütten ist der Schlaf zu Gast.
Nur wir verließen unsres Lagers Rast.
Auf steinger Straße unsre Schritte klangen.

Ein erster Hahn will schon den Morgen preisen.
Im dumpfen Stalle schnaubt das Vieh. –
Im tiefen Tobel: Ewge Melodie
der wilden Wasser, die zu Tale reisen.

Und einsam steht in geisterhafter Stille
über dem Urgebirg ein blasser Stern
und deutet uns, sei er auch noch so fern:
Dies alles schuf und lenkt ein ewger Wille.

Anstieg

Bist den langen Talweg du geschritten,
sieh, nun öffnet sich des Waldes Tor.
Und vergessen ist, was du erlitten:
Aufwärts geht es, zielwärts, steil empor!

Hinter dir die letzten, kargen Hütten.
Unter dir der Menschen Not und Glück.
Durch ein Märchen weißer Margeriten
steigst du aufwärts, schaust nicht mehr zurück.

Siehe, und du glaubst, es ist zu Ende,
und da ist kein Weg für deinen Schuh. –
Immer wieder gibt sich neue Wende,
gibt sich Raum zu kurzer Schau und Ruh.

Was so lange feindlich sich dir weigert,
dunklen Gipfels schicksalsgleiche Wand
zwingt der Zugriff deiner kühnen Hand,
und die Tat ist's, die die Kraft dir steigert.

Gipfel

Der letzte Schritt! Dein Auge läßt den Stein.
Dein Fuß fand Halt.

Doch schier erschrickt dein Herz,
als übern Grat dein Blick geht mittagwärts:
Mit übermächtiger Gewalt
bricht jäh die Fernsicht über dich herein.

Wie Wogenkämme, die ein Zauberwort
in Starre zwang,
in dieses Sternes fernster Urgezeit,
so stehn der Berge blaue Ketten weit, –
und ist der Erdkreis wie erfüllt von Klang,
und Näh und Ferne schwingen im Akkord.

Der Gralsburg gleich erglänzt ein fern Massiv
im kühnen Licht
der Sonne, die durch Wetterwolken stieß.
Gen Osten treibt das dunkle Regenvlies,
die bangen Täler füllend feucht und dicht.
Ein ferner Donner in der Tiefe rief.

Und alle Dinge sind so, wie sie sind
von Anbeginn.
Und nichtig wird dir alles Menschenwerk.
Dein Leid, dein Glück? Es ragt der Berg.
Der Erdball zieht in ewgen Bahnen hin. –
Ums Gipfelkreuz singt kühl der Höhenwind.

MEER

Im Silberlicht

Im Silberlicht der Dämmerung verschwimmen
zu sanfter Einheit Himmel, Meer und Land.
Und deine Hand rührt leise meine Hand. –
Auf fernen Wegen fremder Menschen Stimmen.

Wie einst wir über diese Hügel schritten,
so laß uns gehn und keine Worte sprechen,
daß wir der Stunde Zauber nicht zerbrechen.
Im hellen Abend leuchten Margeriten.

Abend am Meer

Opalen glänzt das weite Abendmeer
im Schein und Widerscheine roter Sonnen.
Was gestern war, wir achten des nicht mehr
als Sand, der durch die Finger uns geronnen.

Das Vorgebirge legt sich um die Bucht
wie starker Arm um einen sanften Nacken.
Durch die wir kamen, dunkel droht die Schlucht.
Ins Zwielflicht stößt der Dornstrauch seine Zacken.

Wir gehn den Strand entlang mit nacktem Zeh,
noch warm vom Tag umrieselt unsre Sohlen
der fahle Sand. Es spielt die müde See
mit leisem Rauschen um des Steges Bohlen.

Und diese Welt sinkt langsam in die Nacht.
Im blassen Licht erstrahlen erste Sterne.
Ein treuer Riese hält der Leuchtturm Wacht.
Und sanft verschwistert Nähe sich der Ferne.

LEBEN

Nachts

Es tickt die Uhr, die Stille rinnt –
es ruft im Schlaf mein jüngstes Kind.
Mein jüngstes Kind, was rufst du nur?
Das Leben rinnt – es tickt die Uhr.

In Memoriam

Ach, daß du tot bist! – Dieser schmale Stein,
der namenlose, deckt, was sterblich war. –
Und strich so gern dir übers Knabenhaar –
und ist mir doch, es müßte gestern sein.

Die Jahre, da du Mann warst, sind verklungen.
Doch leuchtend steigen aus Vergangenheit
die blauen Tage unsrer Kinderzeit
und seh vor mir den lieben, kühnen Jungen.

Daß ich dir nirgends mehr begegnen soll!
Ich weiß es nur, doch kann ich's nicht verstehn.
Der letzte – ach, es gab kein Wiedersehn –
dein Händedruck, so warmen Lebens voll!

Du standest lächelnd auf des Hauses Stiege.
Zum Abschied schenktest du die reife Frucht. –
Des Lebens Überschwang hast du gesucht,
und wie du's wolltest, tat es dir Genüge.

Nur kurze Reise war dir hier beschieden,
seit jenem Tag, der einst dem Licht dich gab. –
Der nasse Schnee fällt auf dein einsam Grab.
Du Frühvollendeter! Hast du nun Frieden?

Vergebliches Warten

Du wolltest kommen, und du kamst doch nicht –
und müde lischt der Glanz auf allen Dingen.
Ich weiß es wohl, dich hält die höhere Pflicht,
doch will das Lächeln mir nicht mehr gelingen,

mit dem ich morgens durch die Räume ging,
dir zum Empfang sie festlich zu bereiten.
Und jede Blume schien mir zu gering
des Wiedersehens Freude auszudeuten.

Du wolltest kommen, doch dann kamst du nicht. –
Wie hab auf deine Schritte ich geharrt!
Tief sank der Pendeluhr das Bleigewicht.
Sooft sie schlug, sie hat mich stets genarrt!

Fernhin verhallt des letzten Zuges Rollen.
Nun ist es Nacht. – Still brennt mein einsam Licht.
Zu froher Stunde hätt es leuchten sollen –
du wolltest kommen – doch dann kamst du nicht.

Karussell

Nun gehn die weißen Märchenpferde wieder
die ewge Runde mit dem Löwenpaar.
Die bunte Orgel spielt vergeßne Lieder,
und alles ist fast, wie es vordem war.

In Kinderaugen glänzt der bunte Flitter:
Gold und Geschmeide aus verwunschnem Land.
Prinzeß das Mädchen, jeder Knab ein Ritter,
den Schimmel bändigend mit fester Hand.

Und abends glühen hundert bunte Lampen,
in deren Schein über den alten Platz
die Burschen mit den derben Stiefeln trampen,
lachend am Arme jeder seinen Schatz.

Die bunte Orgel spielt vergeßne Lieder.
Die Schaukeln schwingen immer auf und ab. –
Das Leben lebt – das Karussell dreht wieder,
nur kurz die Fahrt – und springt doch mancher ab.

So kurz die Fahrt! – Und immer nur im Kreise.
Es winkt das Ziel, doch du erreichst es nicht.
Du bist so müde, Herz, der ewgen Reise. –
Wann lischt der Lampen buntes Irrgelicht?

Dem Ungeborenen

Ach, ein Licht nur erlosch und sank lautlos wieder hinab
in die purpurne Nacht des Ungeborenen.
Wer mag es deuten? Glück oder Klage?

War nicht, Seelchen, fähig und stark genug,
der dir wuchs aus unserer Liebe, der Leib,
daß dein unsterblicher Teil ins Licht dieses Daseins er trage?

Nun aber nahmst du alles wieder mit fort,
das zarte Beginnen, den Mittag und toddunkles Ende,
drum noch der Schleier der Zukunft geschlagen, all deine Tage.

Ach, ein Schimmer erlosch und schwand spurlos wieder hinab
in die purpurne Nacht des noch nicht Gewesenen. –
Leise verhallender Ruf im Drang der Lebendigen.

Der Baum

Wie ist der Weg so schwer zur großen Stille,
darin wir »Ja« zu unserm Schicksal sagen,
bis unser ungebärdger, stolzer Wille
entschlossen ist, sein Kreuz zu tragen.

Es steht ein Baum in meines Fensters Rahmen,
im Glanz der Morgensonne, schweigend,
stark, wie er einst gewachsen aus dem Samen,
doch sanft sich dem Gewichte eines Vogels neigend.

Und geht ein Sturm und wühlt in seinen Zweigen,
so scheint es fast, als ob im Tanze
sich schicksalswillig seine Äste beugen,
in seiner Tage vorbestimmtem Kranze.

Wenn nach den Stürmen klare Nächte kamen,
ehrfürchtig ragt er in die hohe Stille,
und tausend Sterne schimmern wie ein Amen –
o lern die starke Demut – du mein Wille.

Semper idem

Durch die Wände
(immer sind Wände
zwischen uns Menschen)
tönt verlorene Weise
der einsam Spielenden
zu mir herüber.

Tropfen wie Tränen,
(immer sind Tränen
über uns Menschen)
tropfen die Töne
müd von den Tasten
des alten Flügels.

Traum eines Sommers,
(immer ist Traum nur
zwischen uns Menschen)
ach, wer ihn hielte!
Herbstwind vorm Fenster.
Ende der Liebe.

Immer wieder

Daß immer wieder zwei von vorn beginnen!
Und alles neu wird, wie es ehemals war.
Was wir verloren, wollen sie gewinnen.
Und junger Wind fährt über junges Haar.

Daß immer wieder zwei ans Leben glauben!
Ans Glück, ans Schicksal, an die eigne Kraft.
Nicht Tod und Trümmer konnten dieses rauben,
daß Liebe liebt und neue Zukunft schafft.

Daß immer Anfang ist und niemals Ende!
War's gestern? War's schon lang, daß wir begonnen?
Und immer wieder reichen zwei sich ihre Hände.
Viel Wasser rinnt und ist zum Meer geronnen.

Das, immer wieder, ist so gut zu wissen,
so bitter süß und voller Schwermut doch:
Wenn wir vielleicht schon eher fortgehn müssen,
die Jugend sieht das neue Ufer noch.

Waldwanderung

Ich komme zurück in mein eigenes Herz –
wie eine Heimkehr ist dies stille Schreiten.
Bergan der Pfad, indessen niederwärts
verlorner Jahre stumme Schatten gleiten.

Und Sonne liegt auf stiller Lichtung Gras,
wo abends wohl die sanften Rehe äsen. –
So vieles grüßt mich, das ich lang vergaß.
Bin ich vor Zeiten hier schon einst gewesen?

Dies alles ist wie Mittagstraumgesicht:
Der Fingerhut auf langem, schlankem Schaft
wiegt seiner Blüten Dolde leis im Licht.
In tausend Zellen steigt des Lebens Saft.

Dann eine Schlucht, daraus ein Bächlein rinnt.
Kraus Wurzelwerk umspannt die Felsenbrocken.
Als wär's ein Märchenbild, gemalt von Schwind,
seh ich im Farnkraut Nix und Kobold hocken.

Nun steigt der Pfad, und zwischen Stamm und Stamm
geht frei der Blick in übersonnte Weiten.
Dort geht die Straße, die herauf ich kam,
wo Dörfer grüßen, Feld und Wald sich breiten.

Dann wieder Buchen, hoch und dicht,
grüngolden fällt durchs Laub in schrägen,
speergleichen Strahlen hier der Sonne Licht
und liegt geheimnisvoll auf braunen Wegen.

Es riecht nach Pilzen und nach feuchter Erde –
und fühlst voll Demut, wie des Schöpfers Kraft
mit segnend großer, gütiger Gebärde
des ewgen Lebens tausend Wunder schafft.

Und nichtig ist der eigne, kleine Schmerz
und abgeschüttelt grauer Sorgen Meute. –
Ich kam zurück heut in mein eigen Herz
und war voll Staunen, daß es sich noch freute.

© 1999 Ulla Richter-Federmann

Idee und Gestaltung: Melanie Frisch

Typografie: Axel Reichert

Satzsystem: \LaTeX

Schrift: Bitstream Schneidler